Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Paul Heyses Gedichte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Paul Heyses Gedichte.



Zu keiner gelegeneren Stunde konnte Paul Heyse seine Gedichte sammeln und die lyrischen Produkte seines ganzen Lebens, ein Bild seiner gesamten Entwicklung darbietend, zu einem zierlichen Bande vereinigt dem deutschen Publikum vorlegen.*) Man darf wohl sagen: wie auf keinen seiner dichterischen Zeitgenossen sind die Blicke der deutschen Nation auf ihn in diesem Momente gerichtet. Er hat sich durch eine stattliche Reihe von geistvollen und schönen Novellen ein treues und verehrungsvolles Publikum geschaffen; er hat in zwei großen Romanen die tiefsten Probleme der nach Klarheit und Befriedigung suchenden Gegenwart behandelt, und die Anerkennung seiner Bemühungen um die höchste dichterische Kunstform, um die dramatische, ist ihm schließlich nach langem, hartem Ringen durch die höchste Auszeichnung zuteil geworden, welche das Vaterland seinem Dichter gewähren kann. Wie keine andre Anerkennung, muß den idealisch nach der Gunst des Volkes strebenden Dichter eben jene letztere erfreut haben, da er keiner von denen ist, die auf erworbenen Lorbern behaglich ruhen bleiben, ohne immer vorwärts zu streben. Kein zweideutiges Urteil hat ihn je mehr geschmerzt, als wenn man sein Drama mit dem Lobe des Novellisten achtungsvoll ablehnte. Elegisch und spöttisch zugleich äußerte er sich darüber in einem „Reisebriefe an Wilhelm Herz“ vom 11. Februar 1878:

Denn jene Zeit ist längst entflohn,
Da ein begnadeter Musensohn
In seines Wesens mächt'gem Ring
Die sieben freien Künst' umfing,
Und es sich schier von selbst verstand,
Daß eines bildenden Meisters Hand,
Gewohnt, den Marmor zu behauen,
Auch müsse wissen ein Haus zu bauen,
Ein Bild zu malen, Laute zu schlagen,
In Versen seine Liebe zu klagen. . . .
Doch heut verfeindeten sie sich kläglich,
Schaut jede eifersüchtig drein,
Will ihren Mann für sich allein,
Ja selbst in eignen Reiches Grenzen
Soll er durch weise Beschränkung glänzen

*) Dritte Auflage, aus dem „Skizzenbuch“ und den „Versen aus Italien“ vermehrt. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung), 1885.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und sich bornirend früh und spät
Ausbilden eine „Spezialität."
Wer Bäume malt, soll klugermaßen
Von Menschen seinen Fürwitz lassen,
Wer etwa lernte Novellen schreiben,
Nur ja dem Drama ferne bleiben,
Kein Mannesschuster sich unterstehn
Auch ein Paar Fräuleinsschuh' zu nähn.

Die Lyrik eines Autors, der vornehmlich als objektiver Erzähler seinem Publikum bekannt ist, bildet für dieses zunächst ein persönliches Interesse. Der liebenswürdige, geistreiche Mann, der ihm durch den süßen Fluß seiner Rede und die Tiefe seines Blickes ins menschliche Herz soviele schöne Stunden geschaffen, erregt schließlich Teilnahme für sich selbst. Zwar hat Heyse oft genug mit einem persönlichen Ich, als Selbsterlebnis, seine Geschichte vorgetragen, oder er erschien vielleicht gar selbst als Nebenheld in ihr verstrickt (Lottka). Aber dieses Ich des Epikers ist ein andres als das des Lyrikers, es ist viel allgemeiner und selbstloser; es befriedigt die spezifisch moderne Neugier nach den künstlerischen Persönlichkeiten viel zu wenig. So ist es denn zunächst ein biographisches Moment, welches wohl den meisten von uns die Neugier nach Heyses Gedichten erregt. Daß sie diese befriedigen, wie wir gleich verraten wollen, macht nicht ihren geringsten Wert aus; denn wie man schließlich auch über den mehr oder weniger hohen Wert einer lyrischen Erscheinung vom rein ästhetischen Standpunkte urteilen mag, so ist das, was uns an einer solchen fesseln kann und wirklich festhält, doch vornehmlich eben das rein Stoffliche, es ist der Gehalt, der in ihr geboten wird, das Leben, dessen wechselnde Schicksale sich in ihr in Lauten der Klage oder Freude, der Betrachtung oder der Leidenschaft abspiegelt, das gesamte Bild eines lebendigen, nach Entwicklung und Fortschritt strebenden Menschen. Möglich, daß Heyse von einer rein stofflichen Betrachtung und Anerkennung der Genießenden nicht befriedigt wäre; der Künstler, der nach dem Lorber des Tragikers strebte, wird den des Lyrikers, welcher ja die erste fundamentale Zeugenschaft dichterischer Begabung ablegen muß, nicht minder schwer vermissen. Doch muß man wieder hervorheben, daß das spezifisch biographische Element in seinem Gedichtbuch einen auch räumlich starken Platz einnimmt, also im Gesamteindruck desselben sich entschieden bemerkbar macht.

Bei einem so ganz modernen Dichter, wie Paul Heyse es ist, kann indes ein solches Hervortreten mit der ganzen Person nicht besonders auffallen. Es ist schwer, die Grenze anzugeben, wie weit der Lyriker, der sein eigenes innerstes Leben als Objekt künstlerischer Behandlung auffaßt, in der Vertraulichkeit mit der Welt gehen darf. Es würde noch schwieriger sein, aus rein ästhetischen Prinzipien eine solche Grenze zu ziehen; sie ist die Konsequenz der tiefsten Eigenschaften des einzelnen Lyrikers; sie ist mehr Sache des persönliches Taktes als künstlerischer Prinzipien. Gleichwohl läßt es sich nicht

leugnen, daß viele moderne Lyriker hierin — in dieser rückhaltlosen Offenheit — weitergehen, als es unsre Klassiker, als Goethe und Schiller, vollends der so keusche Uhland gethan haben. Die Lyrik gewann dadurch stark an subjektivem Gepräge, und noch immer ist das energische Hervortreten der vollen Subjektivität von anziehendstem Reize gewesen; nur muß man diesen Reiz vom rein künstlerisch formalen zu trennen wissen.

Zu diesen Bemerkungen giebt der Dichter durch seine eigne Reflexion die Anregung. Überhaupt dürfte es schwer sein, etwas Wesentliches über ihn zu sagen, was er nicht selbst schon mehr oder minder deutlich irgendwo ausgesprochen hätte; auch dieser Zug gehört zu seinem persönlichen Charakterbilde. Das Motto, welches er der Abteilung „Kunst und Künstler" voranstellt:

> Was den Modernen gebricht? Sie gehn zur Natur von der Kunst aus.
> Glückliche Alten! Natur leitet' euch sicher zur Kunst —

dieses Motto darf gewiß, ohne Ungerechtigkeit, über Heyses eignen Entwicklungsgang gesetzt werden. In wunderbarer Mischung vereinigt er in sich Naturell und Reflexion. Nicht immer haben diese beiden Anlagen in Frieden bei einander gestanden. Heyse hat die ganze Tiefe des Zwiespaltes derselben wie nur je einer durchgefühlt, hat sie ja auch, beiläufig bemerkt, in einer seiner bedeutendsten Novellen geistvoll dargestellt (Erkenne dich selbst). Aus der ureigensten Erfahrung, aus dem Selbsterlebnis beim Gange durch die Welt hat er sich seine Lebensideale eben aus der Erkenntnis dieses Zwiespalts und der sehnsuchtsvollen Verehrung der harmonischen Natur geschaffen; was man „Glück" nennt, ist ihm ein relativer Begriff geworden, der nur durch die volle Befriedigung des natürlichen Strebens nach Einheit mit sich selbst realisirt werden kann; und seine Entwicklung als Künstler nahm schließlich den höchsten Zug, Natur und Reflexion zu vereinigen, da ihm nur so allein persönliches Glück wie Meisterschaft in der Kunst bestehen kann. In einem der gehaltvollsten von den gedankenreichen „Reisebriefen," welche Heyse im Winter 1877 bis 1878 aus Rom an seine Freunde schrieb, in den Terzinen an Arnold Böcklin in Florenz, faßt er diese Gedanken in die schönste Form. Er erzählt, wie ihm bei der neulichen Wanderung auf Stätten, wo er vor fünfundzwanzig Jahren, „ein grüner, junger Dichter," in Gesellschaft mehrerer Maler eine bacchantisch übermütige Künstlerstunde verbracht, die Erinnerung an einen Freund Franz kam (das Original des gleichnamigen Helden in „Erkenne dich selbst"?), der mitten aus dem tollen Treiben der Künstler sich davonschlich, um seinen Grübeleien nachzuhängen. Heyse schlich ihm damals nach und vernahm einen philosophirenden Monolog des nachdenklichen Freundes. Und er schließt:

> Genug! Laß mich Erinnrung nicht entweihn,
> Nachstammelnd jene gottverworrnen Worte,
> Die mir das Blut erregt wie heißer Wein.

Ihm lauschend lag ich am geweihten Orte
Wohl eine Stunde lang, indessen er
Stets neues Gold mir bot von seinem Horte.
Wie war er reich! Wie schien er die Gewähr
Des höchsten Kranzes in der Brust zu tragen!
Und dennoch gab er seiner Zeit nicht mehr.
Natur, die weich auf Händen ihn getragen,
Ihm Aug' und Seele mütterlich gefeit,
Was mußte sie dem Liebling Eins versagen,
Wodurch allein sie Herrschgewalt verleiht:
Die süße Dumpfheit, jedes Höchsten Quelle,
Die seine Wurzeln tränkt mit Lauterkeit!
Sein Auge war zu scharf, sein Geist zu schnelle;
Er ward zu klug aus allem, was er schuf;
Der Baum erkrankt bei steter Lampenhelle.
Zu willig folgte Weisheit seinem Ruf
Und lehrte sinnend ihn das All umfassen,
Da Schranken heischt des Schaffenden Beruf.

Der Mann, der so tief den Gegensatz und die innerste Unverträglichkeit künstlerischer und reflektirender Geistesrichtung bezeichnete, der ihn in einer seiner Novellen als sittliches Problem (das Hamletmotiv damit ergreifend) darstellte, hat ihn auch selbst qualvoll durchlebt. Es war in jenen düstern Zeiten, da ihm ein geliebtes Kind nach dem andern, in der Knospenzeit des Lebens, hinwegstarb, und da ihn der Verlust des kaum erwachsenen geliebten dritten bis an die Grenze des Wahnsinns brachte:

Ich weiß, ein Wahn ist's und zum Wahnsinn bringt's,
Ihm nachzuhängen.

Über die Alpen war er geeilt, sich selbst gleichsam zu entfliehen, und doch nur allmählich konnte er unter dem schönen Himmel des seit froher Jünglingszeit wohlvertrauten Italiens Fassung, Ruhe, Ergebenheit finden. Damals hatte der Schmerz den ganzen Mann, von der Zehe bis zum Wirbel, ergriffen, sein ganzes Denken aufgerüttelt, alle Saiten seiner Seele bis auf den Grund erschüttert. Nichts blieb fest, alles wurde in das Bereich des mißtrauischen Zweifels gezogen, alle Fragen der Religion und Weltanschauung wurden neu gestellt, mit allen fand eine neue Auseinandersetzung statt: es war ein Fegefeuer auf Erden, bei welchem nur das reinste Gold, die wahrste Natur aus der Schlacke übrig bleiben konnte. Die strenge Zucht, welche ihm eine überreich die Gaben ausspendende Natur bis dahin erlassen, übernahm das Schicksal, und dem so vielfach bevorzugten Menschenkinde, welches am liebsten alle sieben Künste in sorgloser Freiheit hätte üben mögen, blieb kein Schlag erspart, es zum Manne zu hämmern.

Dies ist das Schicksal, welches dem Leser sich aus dem (absichtsvoll und klar geordneten) Zusammenhange der Gedichte Heyses vors Auge stellt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die ersten Abteilungen der Gedichte, insbesondre die „Jugendlieder“ und „Reiseblätter,“ bieten Töne, Anschauungen, Stimmungen, welche später fast nirgends wiederkehren. Das Glück und der Leichtsinn der Jugend, froher Genuß und sorglose Heiterkeit sprechen aus ihnen:

Nun stehn die Rosen in Blüte,
Die Liebe webt ihr Netz so fein.
Mein flatterhaft Gemüte,
Dich fangen sie nicht ein.

Und blieb' ich träumend hangen
In dieser jungen Rosenzeit
An schönsten Rosenwangen,
Meine Jugend thäte mir leid.

Ich mag nur lachen und singen,
Durch blühende Wälder schweift mein Lauf;
Mein Herz will sich erschwingen
Bis in die Wipfel hinauf. (Rosenzeit.)

Nirgends will sich der Dichter binden; die Liebste läßt er stehen und ruft ihr zu:

Und willst einen Liebsten haben,
Such dir einen andern aus.
Ich hab' ja nur zwei Flügel,
Ich hab' nicht Hof und Haus. (Vorüber.)

Es ist der Egoismus der Jugend, der sich hier frei und naiv ausspricht. In diesen graziösen, nicht eben tief gehenden Jugendliedern und Reiseblättern steckt Heyse noch in den Schuhen des Lehrlings. Es ist ein verwandtes Naturell, welches seine Nachahmungen der Goethischen Jugendlyrik liebenswürdig macht. Da ist er auch noch erfüllt von Motiven des Volksliedes; es fehlt nicht an jugendlich sentimentalen Tönen, welche den Verlust der Geliebten beklagen; auch „Mädchenlieder“ sind da, in denen der durchaus städtische Poet sich in das ihm fremde Dorfleben hineinwagt. „Rückkehr zur Natur“ bezeichnet er ein schönes Gedicht, welches sein intimes Verhältnis zu der ihm bisher nur im Sonntagskleide bekannten ausspricht:

Als hätt' uns lang ein Zwist geschieden,
Der nun geschlichtet wunderbar,
So trat ich ein in deinen Frieden
Und ward im Tiefsten still und klar.
Ich sah das Meer sich leuchtend dehnen,
In Frühlingswonnen stand die Flur,
Da warf ich wieder mich in Thränen
An deine Mutterbrust, Natur.

Ich kannte dich, und doch im Stillen
Trotzt' ich der Liebe, die mich zwang,
Die um den spröden Eigenwillen
So zarte Fesseln freundlich schlang.
Am Geiste sucht' ich mein Genügen,
Und zahme Schwäche schien mir's nur,
Mich unter deine Zucht zu fügen
Und still zu wandeln deine Spur ꝛc.

Aber allmählich vertieft sich der Dichter und befreit sich von den Fesseln der im Ohre liegenden großen Muster zum eignen Tone. Noch lange bleibt das Zierliche, Kleine, Anmutige seine Liebhaberei; er beneidet die Lacerten:

Die ihr an der Mauer tänzelt
Durch die lichten Rebengärten
Sorglos in der Sonne schwänzelt —

bis mit einer neuen Liebe (Neues Leben) aller Jugendtändelei ein Ende gemacht wird und die tiefe Leidenschaft einzieht. Doch merkwürdig: mit dem Fortschritt des Ernstes verliert sich die zuströmende Fülle der Bildlichkeit im Ausdruck. Ein so bildliches Gedicht wie „Liebesdienst," welches noch der frühern Periode angehört, findet sich in den folgenden nicht mehr. Dafür treten die bleibenden Züge der Heyseschen Muse hervor. Sie geht nicht auf im Objekt, sie schwebt immer noch freien Geistes darüber; sie ist schwerer im Gehalt als in der Empfindung; sie erscheint in vollendeter Form, ohne den Naturlaut zu treffen. Mit diesen Gedichten wird auch das Gebiet der erotischen Poesie, in dem der Dichter den gesunden, unbefangenen Ausdruck zartester Sinnlichkeit nicht scheut, hinfort verlassen; bräutliche und eheliche Liebe werden da gefeiert, aber auch schon jener Ton angeschlagen, der Heyses größte lyrische Kraft offenbaren sollte:

Ich war schon so frech,
Nun bin ich so fromm
Und blicke voll Andacht zur Sonne.
Schön ist die Welt!
Meine Liebste hält
Am Busen ihr Kind voll Wonne.

Es ist das Gefühl der Vaterliebe, das früh bei ihm sich kundgiebt, und das, im tiefsten ergriffen, der Quell seiner schönsten lyrischen Poesien werden sollte. Die Cyklen: „Marianne," „Ernst" und „Willfried" bilden den Höhepunkt der Sammlung dieser Gedichte. Sie sind das Originellste, was Heyse geschrieben, und zugleich eines der modernsten Motive, welches unser Jahrhundert in die Poesie eingeführt hat. Victor Hugo hat den Anfang gemacht, Rückert brachte einem frühgestorbenen Kinde ein vielleicht allzureiches Totenopfer, und in allerjüngster Zeit ist die Poesie des Kinderlebens vielfach auch in Romanen behandelt worden (Björnson, Kielland, S. Farina). Am eigentümlichsten ist die Behandlung Heyses. Mit der doppelten Liebe des Vaters und des Phantasiemenschen vergegenwärtigt er sich das Leben der dahingegangenen Lieben; aber der Verlust des teuersten Besitzes wirkt auch auf seine eigne Entwicklung in der Weise, daß sie den sorglos Genießenden zu der Selbstbesinnung leitet, in der er sein Verhältnis zu den Mächten des Lebens einer neuen Klärung unterzieht. Wundersam vereinigt der Dichter diese beiden Elemente der Einbildung und der Reflexion. Jede Erinnerung an die Eigentümlichkeiten des dahingegangenen Kindes weckt neu den Schmerz auf und führt zu neuer Grübelei. Und das Versinken in derselben bildet gleichsam die Peripetie der Läuterung. Diese Zustände werden mit der größten objektiven Kunst entwickelt, man sieht ein Anwachsen der Verbitterung, einen Kampf und eine Resignation. Darum sind auch reine Gedankengedichte dieser Reihe voll Poesie, weil sie aus dem reinmenschlichen Bedürfnis nach Klärung entstanden sind. Reicher an Bildlichkeit und überhaupt gemäßigter

als die folgenden ist der erste Cyklus „Marianne," da folgt ein liebenswürdiges Kinderbild dem andern; auch ist der Ton verhältnismäßig heiterer:

Wie hast du nur hinweg dich stehlen können
Aus dieser Lichtwelt, ohne — böses Kind! —
Mir einen Scheideliebesblick zu gönnen!
Hast, da ich arglos ferne war, geschwind
Dich fortgeschlichen, ohn' ade zu sagen,
Und ich in Thränen suche nun mich blind!
Sonst, wenn du frühe schon an Sommertagen
Spazieren gingst und ließest dich hinab
Die Treppe nur bis in den Garten tragen,
Da klopftest du, bis ich dir Einlaß gab,
Und botst das Mäulchen mir, bewegtest winkend
Schalkhaft das kleine Händchen auf und ab.
Und ich von deinen Lippen Freude trinkend,
Zog dich ans Herz und gab dich zögernd frei,
Mich aller Väter glücklichsten bedünkend.
Nun brachst du scheidend mir das Herz entzwei.

Oder der Dichter gedenkt der Vaterfreuden bei dem ersten Versuche des Mägdleins zu tanzen, wie er sie auf den Arm nahm, mit ihr herumhüpfte und die Kleine immer mehr, mehr! bat, wie die Eltern stolze Pläne machten: „Wie über sechzehn Jahr wir nächtelang dasitzen würden, unsern Schatz bewachend" — und nun! Oder er gedenkt ihres Stimmchens, das ihn täglich weckte, und nun soll er den Tag, den sonnenlosen, überleben, wo man erwacht ist ohne Lerchenschlag! Endlich in der achten Elegie das Glaubensbekenntnis, in welchem Heyse sein ganzes Heidentum offenbart:

Fassung? — Ich bin gefaßt. — Geduld? — Ich dulde.
Aufbäumen wider das gewalt'ge Muß
Ist eine Thorheit, die ich nicht verschulde.
Ich weiß, in strenger Kette, Schluß an Schluß,
Reiht sich der Wandel aller ird'schen Dinge,
Und unaufhaltsam rinnt des Werdens Fluß.
Nur daß zum Danken ich die Lippen zwinge,
Wenn ich beraubt ward, daß ich, wenn der Geier
An meiner Leber zehrt, Tedeum singe,
Daß hinter jenem nie gehobnen Schleier
Ich eine Macht mir träume liebevoll
Und Huldigung ihr stamml' in frommer Feier:
Das fordre niemand. Weder Haß und Groll,
Noch minder Liebe trag ich jenem Einen,
Der alles ist und wirket, was er soll.
Ich bin ein Teil von ihm, samt allem Meinen.
Wie winzig ihm, der auf das Ganze denkt,
Muß des Atoms, des Stäubchens Weh erscheinen! . . .
. . . Und ihm, dem Unerforschlichen, der nie
Mir brechen will sein unnahbares Schweigen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ihm sollt' ich kindlich liebewarm das Knie
Umfassen, gut' und böse Gabe danken,
Im Wahn, daß er sie väterlich verlieh?
Niemals! Uns trennen himmelhohe Schranken.
Muß er mich leiden lassen, sei's darum!
Dem Weltall dient vielleicht des Wurmes Kranken.
Doch eh' mir seine Weisheit das Warum
Nicht offenbart, schweigt mir von Vatergüte!
Wo blieb' ein Vater seinem Kinde stumm,
Wenn schon aus einem Wort ihm Trost erblühte?

Ob wohl der Dichter da noch weit entfernt ist vom Pessimismus, mit dem er, ein gewiß historisch bedeutsamer Typus, oft so mächtig ringt? Denn die hier entwickelten Gedanken, welche das Gegenteil von der religiösen Gläubigkeit an die Existenz einer sittlichen Weltordnung bekunden, das Gegenteil von der frommen Ergebung in den unerforschlichen Willen Gottes, sind einmal eben der dichterische Ausdruck des Pessimismus, welcher ja aus der Verzweiflung an die Einheit von Natur und Sittlichkeit entspringt, und dann keineswegs bloß vereinzelte Stimmung des Dichters, sondern wiederholt ausgesprochene Überzeugung. In dem dritten Cyklus, der die im ersten und zweiten berührten Motive wiederbringt, befindet sich ein „Fragment," welches in andern Bildern im Grunde dieselben Gedanken ausspricht:

Des ungewordenen
Allvaters Kronos
Weltalte Zwillingstöchter,
Natur und Schicksal —
Feindlichere Schwestern
Sah nie das Licht.

Wenn die Jüngere,
Die Lebengebärerin,
Kräftesprühend
Ihre Geschöpfe
Mit mannichfaltigen
Gaben segnet,
Oder gedankenlos
Ihr Geschenk
Durch Widerstreitendes
Wieder zerstört:
Nicht Tück' und Neid,
Nur der Unbedacht
Spielender Kraft
Macht sie furchtbar
Ihren Geschöpfen. . . .

Aber die Ältere,
Die nie ein Götter-
Und Menschenauge
Lächeln sah,
Die finstere Heimarmene, —
Was sie thut,
Ist immer unhold,
Ob es auch gut wäre;
Denn alles Seelenvolle,
Gütige, Zarte
Ist ihr fremd.

Doch sieht sie wen,
Dem ihre Schwester
Liebgesinnt war,
Den sie mit ihrer Gaben begehrtesten,
Liebenswertesten ausgestattet,
Ergrimmt die Arge,
Da, wer geliebt wird,
Ihrer spotten mag.
Solche zu verderben
Sinnt sie tückisch. . . .

Diese Anschauung vom Gegensatze zwischen der launischen, also sittlich indifferenten Natur und dem tückisch, also sittlich bewußt bösen Schicksal, giebt dem Schopenhauerschen Pessimismus kaum etwas nach, und der Dichter kennt sich

selbst nicht, wenn er in einem Sonett denselben ablehnt (Ob in der argen Welt). Und doch, wie natürlich erscheint uns dieses Glaubensbekenntnis Heyses! Wie sehr im Einklang mit seinem ganzen künstlerischen Wesen! So wollen wir ihn auch nicht auf pedantisch philosophische Weise in etwaige Widersprüche verfolgen, sondern ihn als jene vollkommene künstlerische Einheit nehmen, als die er uns erscheint; denn nur der Künstler in ihm ist es, welcher die unbewußt schaffende Natur dem nüchtern richtenden Schicksal feindlich gegenüberstellt, und es ist ganz künstlerisch, wenn er in jenem Sonett gegen die Optimisten und Pessimisten Stellung nimmt:

Ich hab', indes ich wandelt' hier auf Erden,
Vom Süßesten und Bittersten genossen
Und kenne dieses Daseins Stärk' und Schwächen.

Im Einzlen hoff' ich klüger noch zu werden,
Doch über's Ganze bin ich fest entschlossen
Superlativisch niemals abzusprechen.

Und kann er sich nicht entschließen, objektiv an eine sittliche Weltordnung zu glauben, so trägt er doch als Frucht des schweren Leides, welches er erfahren, die Liebe zur Menschheit und zur Welt davon.

So früh hab' ich zurück dich geben müssen
Ans All, aus dem du flüchtig aufgetaucht;
Nun kann der Trost nur meinen Gram versüßen,
Daß aus dem All zurück dein Wesen haucht —

damit schließt der Dichter seine Elegien an Marianne und ähnlich die an seinen Ernst:

Zu herzlich hing mein Herz an diesem Knaben.
Nun sei die Menschheit meines Lieblings Erbe,
Auf daß der Schatz, den ich für ihn gespart
An Liebeskraft, nicht herrenlos verderbe.

In dem neunten „Reisebriefe" (an Wilhelm Hemsen), in welchem Heyse anmutig dem Freunde aus Rom berichtet, daß er dieselbe Wohnung innehabe, in welcher Goethe vor neunzig Jahren sich aufgehalten, wirft er die Frage auf, wie es Goethe getragen haben würde, wenn ihn so Herbes getroffen hätte.

Hätt' ein Gott ihm gegeben, auch das vom Herzen zu singen,
Sein verlornes Geliebtes mit dichtender Kraft zu verew'gen?

Es ist bekannt, daß auch Goethe Unglück in seiner Familie hatte, daß ihm Kinder gestorben sind, und daß er in gewaltigem Schmerze sich zu Boden warf, als er die Nachricht vom Tode seines ersten Kindes empfing. Aber charakteristisch für seine Kunst: ein Gedicht darüber scheint er, soviel bekannt ist, nicht geschrieben zu haben. Für Heyses lyrische Kunst wurden die schweren Leiden jener Ereignisse Anlaß zu glänzendster Entfaltung, und nicht bloß der Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schied der Zeit, sondern auch des ganzen Charakters der beiden Kunstübungen spricht sich in diesen Verschiedenheiten aus. —

Noch zu zahlreichen Bemerkungen böte die Sammlung Anlaß, denn Heyse hat in allen Gattungen der Lyrik sich versucht: er hat „Landschaften mit Staffage" geschrieben, ein Titel, der ein poetisches Prinzip in sich verbirgt; er hat eine größere Anzahl Epigramme auf „Kunst und Künstler" gedichtet, „Vermischte Gedichte," unter denen die feinfühligen, verständnisreichen „Dichterprofile" sich finden, endlich eine Reihe Balladen und kleinere Erzählungen, die zu dem Besten gehören, was wir besitzen. Insbesondre ist das „Festmahl des Alten" wegen seiner klassischen Schönheit hervorzuheben. Doch auf alles dieses können wir in dieser Skizze des Heyseschen Geistes nicht mehr eingehen, wir müssen uns mit dem kurzen Hinweis darauf begnügen. Aber selbst diese Skizze wird hoffentlich das Urteil motivirt haben, daß wir mit Heyses Gedichten eine bedeutsame und in sich selbst individuell vollendete lyrische Erscheinung in die Reihe der deutschen Lyriker einzuordnen haben.

Die Leipziger Gewandhauskonzerte.

(Schluß.)

Die festlichen Abende der Einweihung des neuen Leipziger Konzerthauses sind vorüber, und alle Sorgen und Befürchtungen, die man wegen der Akustik des Saales gehegt hatte, sind in nichts zerronnen: „es klingt wundervoll" — das ist das Urteil, das man aus aller Munde hören kann. Nicht nur der rauschende Strom des vollen Orchesters, auch jedes einzelne Instrument, nicht nur ein breites und getragenes Bläserforte, auch die zartesten und flüchtigsten Geigenpassagen, nicht nur die Instrumentalmusik, auch der Gesang, und nicht nur der volle Chor, sondern auch die einzelne Männer- oder Frauenstimme — alles klingt gleichmäßig klar, deutlich und schön. Dieses Ergebnis ist umso überraschender, als die Einrichtung des Saales noch in den letzten Wochen, wo freilich die Gerüste noch standen, selbst die Nächststehenden und Eingeweihten nicht mit voller Zuversicht erfüllte. Um den ganzen Saal läuft in mäßiger Höhe eine Galerie, die zwar an den Langseiten nur bescheiden vorspringt, an den Schmalseiten aber sich verbreitert, weil sie hier auf der einen Seite, über dem Orchester, in den Orgelchor übergeht, auf der andern, dem Orchester gegenüber, zu einer tiefen Mittelgalerie sich erweitert; über dieser Mittelgalerie erhebt sich außerdem noch